

»Es geht um eine Verrückung ... «

Ein Gespräch von Raoul Mörchen und Maria de Alvear

Raoul Mörchen: Die Rede von einer »politischen Musik« impliziert die Möglichkeit, daß es so etwas wie eine unpolitische Musik geben könnte. Ist so eine Spaltung der Musik in zwei Lager legitim?

Maria de Alvear: Ja, das finde ich schon. Es gibt Musik, die das System trägt und unterstützt. Das beste Beispiel ist Musik in Werbung und überhaupt die Behandlung von Musik als Produkt, das gefallen muß und darum auf eine bestimmte Zielgruppe hin zugeschnitten wird – damit wird ein System gestützt. In ziemlich übler Weise.

R.M.: Gleichwohl haben wir immer wieder erfahren müssen, daß Musik auch gegen ihren Willen ein System stabilisieren kann: siehe etwa die Beethoven-Rezeption im Dritten Reich.

M.d.A.: Mißverstehen und mißbrauchen kann man alles, sogar politische oder ökonomische Theorien und auch Religionen, wie uns die momentane Islam-Debatte mal wieder zeigt.

R.M.: In Ihrer Jugend im Spanien der Franko-Zeit hatten Sie Kontakt zu einer kleinen künstlerischen Avantgarde, die sich bewußt und hartnäckig dem ideologischen Zugriff durch die Staatsmacht entzog.

M.d.A.: Die Tatsache, daß das System gar nicht mal so sehr die inhaltliche als vielmehr die klangliche Struktur dieser Musik nicht verstanden hat, machte sie verdächtig. Gleichzeitig strömten die Studenten damals massenweise in die Konzerte dieser Komponisten – und zwar gar nicht so sehr der konkreten Werke wegen, sondern weil die Musik schlichtweg so schräg war und sich so quer zur Konvention des offiziellen Kulturbetriebs stellte. Man konnte durch bloße Anwesenheit seinen Nonkonformismus demonstrieren. Das konnte freilich nur funktionieren, weil das System derart eindeutig war. Je eindeutiger ein System ist, desto einfacher ist es, dagegen zu arbeiten. In einem pluralistischen, offenen und künstlerisch entwickelten System ist Opposition wesentlich schwieriger. Einen unfreien Menschen frei zu machen ist einfacher als ei-

26 nen freien Menschen noch freier zu machen. Ich

bin froh, daß ich zu einer Generation gehöre, die sich gewissermaßen um die Feinjstige kümmern darf. Wenn man Freiheit skalieren könnte von eins bis zehn, dann würde ich sagen: Ich habe das Glück, hier in Deutschland vielleicht bei Stufe vier leben zu dürfen und mit meiner Musik am Erreichen der Stufen fünf und folgenden mitarbeiten zu können.

R.M.: Sogenannte »politisch engagierte« Musik hat sich in Deutschland vor allem als Kritik am Bestehenden geäußert und zwar mittels der transformierten Darstellung des als negativ Empfundene. Offensichtlich ist das nicht Ihr Weg?

M.d.A.: Nein. Musik kann das Bestehende weder wirklich kritisieren noch darstellen. Klang ist in dieser Hinsicht zunächst neutral. Bestenfalls kann ein Komponist dem Klang ein formales Umfeld schaffen, das sich vom bestehenden System unterscheidet, doch diese Differenz ist gesellschaftlich nicht direkt verwertbar. Die Möglichkeit, unser Lage durch die Verwendung von Texten darzustellen, finde ich aber auch unbefriedigend. Mit der verbalen Darstellung der Lage sind schon genügend andere Leute beschäftigt. Wesentlich interessanter finde ich, Utopien zu erfinden, wie man aus unserer Lage herausfinden könnte. So gesehen liegt für mich die Subversion nicht im Verweis auf das Problem, sondern auf die Lösung.

Ich versuche, über das geschichtliche Moment hinaus zu denken. Historisches Denken hängt ab von Zeit und Wahrnehmung. Es nützt nichts, wenn ich etwas tue und mein Gegenüber es nicht versteht. Historisches Denken hat Grenzen, gerade in der Kunst. Kunst ist auch ein a-historisches Moment zu eigen. Bachs Musik hat zu seiner Zeit – ob nun willentlich oder nicht – eine bestimmte Funktion ausgeübt und zur Zeit Mendelssohns eine andere. Historisierung von Kunst im Sinne einer rein historischen Lesart mißbraucht sie in meinen Augen. Für mich geht der Blick auf Kunst immer über eine konkrete Zeit hinaus.

R.M.: Mancher Komponist hat allerdings davon geträumt, seine Musik könne gleich hier und jetzt die Dinge ändern.

M.d.A.: Kann sie ja vielleicht auch. Die Avantgarde hat immer die Fähigkeit zur Überraschung besessen. Die plötzliche Erfahrung des Jetzt und dessen, was die vergleichende Religionswissenschaft die »Große Zeit« nennt, sind unmittelbar miteinander verbunden und widersprechen sich nicht.

R.M.: Die konkrete Subversion der »politisch engagierten« Musik im Hier und Jetzt hat sich ja meist schon dadurch relativiert, daß sie ihr Publikum über Dinge aufklärt, über die der einigermaßen intelligente Bürger bereits gut unterrichtet ist.

M.d.A.: Darum habe ich gleichfalls meine Schwierigkeiten mit Künstlern, die sich in ihren Werken mit wissenschaftlichen Theorien auseinandersetzen. Denn bis die beim Künstler angekommen sind, ist die Wissenschaft schon wieder um Jahre weiter. Die außermusikalischen Aufklärungsversuche einer dezidiert edukativen Musik finde ich wenig reizvoll.

R.M.: Allerdings liegt es durchaus auch im Sinne Ihrer Musik, neue Erfahrungen zu vermitteln oder zumindest zu ermöglichen.

M.d.A.: Man redet, wenn es um die Wirkung von Musik geht, fast nur vom Publikum. Doch zunächst geht die Musik zum Musiker. Er ist für mich einer der Gründe, warum ich überhaupt komponiere, und ich wünsche mir, daß die Revolution oder Subversion, wenn man so will, schon bei ihm beginnt. Sehr bewußt erlaube ich ihm, sein Können zu nutzen. Gleichzeitig will ich ihn verunsichern. Wer in Sicherheit ist, macht keine Erfahrungen, auch keine Selbsterfahrung. Jede Gesellschaft will das Netz unter dem Drahtseil so straff wie möglich spannen. Und dieses Netz möchte ich lockern.

R.M.: Mit welchen kompositorischen Mitteln?

M.d.A.: Etwa durch die Unbestimmtheit einiger Parameter, vor allem von Dynamik und Tempo. Ich lasse den Musiker selbst Entscheidungen treffen und Verantwortung übernehmen. Hinzu kommen zeitliche Unsicherheiten. Viele meiner Werke dauern eine Stunde oder noch länger. Diese Zeit braucht ein Musiker, um sich selbst zu reflektieren. In der Konvention des professionell einstudierten Fünzehn-Minuten-Stücks kann Selbstwahrnehmung kaum noch stattfinden. Lange Stücke verlangen größere Bewußtheit: Wie sitze ich? Sollte ich den Fuß nicht besser dahin tun? Diese Bewußtheit macht sich in der Musik hörbar, und sie ließe sich weiterführen und beziehen etwa auf die Temperatur im Raum, die Tageszeit oder die räumliche oder soziale Umgebung.

R.M.: Oft ziehen Sie bei Aufführungen um die Musiker einen »Schutzring« etwa aus Salzbrocken. Diese Eingrenzung der einen als Ausgrenzung der anderen, der Öffentlichkeit, zu deuten, wäre wohl ein Mißverständnis?

M.d.A.: In einer neuen wissenschaftlichen Studie wird die Höhlenmalerei von Altamira interpretiert als Versuch, durch die Zeichnung die Steinwand zu durchdringen und das dahinter liegende Mythologikon in die Realität der Höhle zu bringen. Der Schutzkreis mit den Musikern darin ist in diesem Sinne das Symbol, durch das das Mythologische in die Realität der Höhle, zum Publikum, kommt. Es geht mir um eine Versetzung. Sie geschieht mit den Mitteln des Musiktheaters oder besser: einer komponierten Zeremonie. Ich arbeite also nicht gegen etwas, gegen ein System oder eine gesellschaftliche Ordnung. Ich arbeite lieber mit etwas. Mit einer positiven Kraft, die ich in meiner Arbeit zum Vorschein bringen und potenzieren will.

Ich glaube, daß alle Theorien, die auf einer sprachlichen Basis politisch umgesetzt wurden, im Grunde genommen gescheitert sind. Woran liegt das? Woran liegt es, daß wir es immer noch nicht geschafft haben, dauerhaft friedlich miteinander umzugehen und niemanden verhungern zu lassen? Vielleicht denken wir ja das richtige, haben aber die falsche Haltung. Mich interessiert die Haltung.

R.M.: Nicht den Finger in die Wunde legen, sondern Heilung suchen? In den Arbeiten seit ihrem künstlerischen Neuanfang in den frühen 1990er Jahren jedenfalls dominieren positive Themen wie Liebe oder Freundschaft.

M.d.A.: Ich habe mich einfach gefragt: Was sollst Du die ganze Zeit auf Steinen herumlaufen, wenn es nebenan eine wunderbare Wiese gibt? Es hat mich dann allerdings erst einmal überrascht, daß das Publikum auf die positiven Dinge zum Teil wesentlich massiver reagierte als auf die negativen, die auch ich zuvor gezeigt hatte. Aber die Konfrontation mit dem »Bösen« war man ja gewohnt.

Um jedoch Mißverständnissen vorzubeugen – mir geht es nicht einfach um das Positive, es geht nicht darum, den Leuten zu sagen: Schaut mal, so sieht Liebe aus! Es geht mir um eine Verrückung. Ich will einen Ort schaffen, in dem es zu einer emotionalen, körperlichen und psychischen Auseinandersetzung kommt mit den jeweils eigenen Vorstellungen und Erfahrungen – beispielsweise von Liebe. Das Positive ist dabei nicht ohne das Negative. Ich will niemanden mit Blumen füttern. Eher schon will ich jemanden in ein Blumenfeld stellen um zu schauen, was er dort macht, wie er damit umgeht. Und manch einer explodiert regelrecht vor lauter Wut auf die Welt und zertritt dann all die Blümchen. ■